

Frankfurter Rundschau

ALTERNATIVE WOHNPROJEKTE

Wohnen - 18 | 1 | 2012

Gemeinsam wohnen



Generationsübergreifend bauen, leben, arbeiten, kümmern, wirtschaften liegt im Trend.
Foto: dpa

Von Frauke Janssen

Deutschlandweit entstehen neue alternative Wohnprojekte. Viele zieht es zu gemeinschaftlichen Wohnformen. Zunehmend rücken Ökologie, Nachhaltigkeit und soziale Verantwortung in den Fokus.

Statt anonym und allein möchten viele Großstädter in einer Gemeinschaft leben. Damit das funktioniert, sollten gleich zu Beginn alle Karten offen auf den Tisch gelegt werden. „Die Fassade des freundlichen Menschen weglassen und ehrlich sein“, nennt es Jutta Besser. Die Autorin hat sich Wohnprojekte für Jung und Alt in ganz Deutschland angeschaut und einen Ratgeber zum Thema geschrieben.

Sie selbst lebt mit ihrer Familie in einem Dorf bei Hamburg und ist eng mit Gleichgesinnten aus ihrer Umgebung vernetzt. „Wir treffen uns regelmäßig, bilden Fahrgemeinschaften und helfen uns auch sonst gegenseitig.“ Zur nachbarschaftlichen Hilfe gehört auch die Unterstützung bei der Betreuung von Jutta Bessers altersdementer Mutter.

Geselligkeit, Zuspruch und Ermunterung

Was die Autorin durch Vernetzungen erlebt, suchen andere Menschen in Hausgemeinschaften, Mehrgenerationenprojekten und anderen alternativen Wohnformen. Sie reagieren damit auf das Gefühl sozialer Kälte oder auf Vereinsamung. Die Betroffenen kommen aus allen Generationen, doch bei Senioren ist der Handlungsdruck am größten. Sie möchten nicht in Alten- oder Pflegeheime umziehen, sondern suchen Alternativen. „Ältere tun sich häufiger zusammen, um zu bekommen, was sie sich auf dem Pflegemarkt nicht kaufen können: Geselligkeit, Zuspruch und Ermunterung“, sagt Josef Bura, Vorsitzender der

Bundesvereinigung Forum Gemeinschaftliches Wohnen.

Ein Beispiel ist die Demenz-WG Rosengärtchen in Köln. Dort wurden zwei Wohnungen für acht Bewohner zusammengelegt. Die WG erhält ambulante Betreuung durch Pflegedienste – die Angehörigen beauftragen dies gemeinschaftlich. Die auch Kölner GbR-Modell genannte Organisationsform wurde innerhalb der Domstadt gleich auf rund ein halbes Dutzend weiterer Gruppen übertragen. Die Vorteile des Modells: Wer sich einer Gemeinschaft anschließt, muss nicht bangen, dass er als Pflegefall vereinsamen wird.

Die junge Genossenschaft Wagnis in München realisiert derzeit ihr viertes generationenübergreifendes Wohnprojekt. Hier bekommen die Bewohner nicht nur lebenslang bezahlbaren Wohnraum. „Die Genossenschaft ist im gesamten Quartier aktiv“, sagt Josef Bura. Zum Beispiel mit Nachbarschaftstreffen und Mitmachangeboten. Auch die Berliner Initiativen Möckernkiez und Bremer Höhe haben sich eine rege Nachbarschaftsarbeit auf die Fahnen geschrieben.

Soziales, Nachhaltigkeit und Umweltbewusstsein

Generell beobachtet Bura eine verstärkte Hinwendung zu sozialen Fragen: „Die Akteure begreifen, dass es die Insel der Glückseligen nicht gibt und sie ihre Nachbarschaft einbeziehen müssen.“ Weitere große Themen sind Nachhaltigkeit und Umweltbewusstsein.

Im Ökodorf Siebenlinden in Sachsen-Anhalt etwa: Dort bauen die rund 120 Bewohner ihr Essen teilweise selbst an. Manche arbeiten in dorfeigenen Werkstätten, alle engagieren sich: Sie bilden politische Initiativen, bieten Seminare an und laden Besucher ein. Solch ein Leben kann erfüllend sein. „Aber es verlangt den Beteiligten auch sehr viel Engagement ab“, sagt Jutta Besser.

Manchmal entstehen ambitionierte Projekte auch aus der Not heraus: In Hamburg-Altona haben mehrere ausländische Familien und eine Frauenwohngemeinschaft, die aus einem Abrisshaus ausziehen sollten, mithilfe einer Stiftung den Erhalt des alten Hauses erwirkt. Als Verein verwalten die türkischen und deutschen Mieter das Haus nun gemeinsam in Eigenregie. Integrativ und sozial ist auch das Projekt Gesindehaus Karlshöhe in Hamburg: Hier können junge Erwachsene, die psychisch oder sozial verhaltensauffällig sind, unbefristet einziehen und werden in der Gruppe ambulant betreut.

Die Gemeinschaft zählt

Die Mehrzahl der neuen Wohnformen ist aber weit weniger projektorientiert und lässt den Beteiligten viele Freiräume. Welche Wohnform passend ist, muss jeder selbst herausfinden. „Was letztlich zählt, ist der Wille zur Gemeinschaft“, sagt Constanze Cremer von der Berliner Stadtentwicklungsgesellschaft Stattbau mit Sitz in der Auferstehungskirche. Dort können sich Gruppen oder Einzelpersonen beraten lassen, die ein Wohnprojekt initiieren möchten.

Regelmäßige Stammtische erleichtern das Kennenlernen. „Eine Gemeinschaft wird man nicht mit einem Fingerschnippen. Das ist ein diffiziler Prozess“, sagt Jutta Besser. Habe sich eine Gruppe gefunden, stehe sie erst ganz am Anfang: „Es ist wichtig, sich wirklich zu kennen, vor allem für die Fälle, wenn es schwierig wird.“ Nicht zu unterschätzen sind die finanziellen Fragen. Lediglich für ausgewählte Projekte stehen Fördergelder zur Verfügung – die Mehrzahl muss aus eigener Tasche finanziert werden.

Der Großteil der Kosten entsteht beim Grundstücks- und Häuserkauf. Doch auch die laufenden Kosten sind in der Regel höher als bei einer einfachen Miet- oder Eigentumswohnung, da jeder anteilig für die Gemeinschaftsräume aufkommen muss. Doch nicht immer hindert das mangelnde Kapital des Einzelnen am Mitmachen: „Zum Beispiel bei einem solidarischen Rucksackprinzip. Das heißt, wer mehr hat, der gibt auch mehr. Im Gegenzug übernehmen viele der finanziell Unterstützten zum Beispiel Verwaltungs- oder sonstige Aufgaben“, berichtet Constanze Cremer von Stattbau. Da wird die Gemeinschaft dann zur Solidargemeinschaft.

Artikel URL: <http://www.fr-online.de/wohnen/alternative-wohnprojekte-gemeinsam-wohnen,3242122,11471082.html>

Copyright © 2010 Frankfurter Rundschau